

Meiner

Philosophische Bibliothek

George Berkeley

Drei Dialoge zwischen
Hylas und Philonous





GEORGE BERKELEY

Drei Dialoge zwischen
Hylas und Philonous

Deutsche Übersetzung von
Raoul Richter,
in der Bearbeitung von
Arend Kulenkampff

Mit einer Einleitung und Anmerkungen
herausgegeben von
Wolfgang Breidert

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

Bibliographische Information
Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte
bibliographische Daten sind im Internet abrufbar über
<<http://dnb.ddb.de>>. ISBN 3-7873-1669-8

© Felix Meiner Verlag 2005. Alle Rechte vorbehalten. Dies
betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner
Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Über-
tragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und
andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrück-
lich gestatten. Satz: Type & Buch Kusel, Hamburg. Druck:
Strauss, Mörlenbach. Buchbinderische Verarbeitung: Litges &
Dopf, Heppenheim. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach
ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100 % chlor-
frei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany. www.meiner.de

VORBEMERKUNG

Die im Zuge der Neuauflage der »Drei Dialoge« erfolgte Textrevision beschränkt sich auf behutsam aktualisierende Eingriffe in die bewährte Übersetzung von Raoul Richter. Einige sinnentstellende Druckfehler konnten beseitigt werden (z. B. »Gegenstände« statt »Gegengründe«). Die wichtigste Änderung, über deren Für und Wider sich trefflich streiten läßt, betrifft den philosophischen Terminus technicus »idea«. Die deutsche Übersetzungstradition spricht dafür, ihn mit »Idee« statt mit »Vorstellung« wiederzugeben. Berkeley beruft sich bei seiner Verwendungsweise des Ausdrucks des öfteren auf den Sprachgebrauch der modernen Philosophen. Gemeint sind Descartes, Malebranche und Locke. In deren deutschen Übersetzungen dominiert »Idee«. Wenn Malebranche bemerkt, er verstehe unter »Idee« (*idée*) nichts anderes als das, was »unmittelbares Objekt des Geistes« ist (Von der Erforschung der Wahrheit, Drittes Buch), und wenn Berkeley »idea« erklärtermaßen in derselben Bedeutung verwendet (Dritter Dialog), dann ist schwer einzusehen, warum es im Deutschen einmal »Idee«, das andere Mal »Vorstellung« heißen sollte.

Arend Kulenkampff

INHALT

Einleitung. Von Wolfgang Breidert	IX
1. Berkeleys Leben und Werk	IX
2. Berkeleys Grundsatz	X
3. Zur Entstehung und zu den Ausgaben der »Dialoge«	XII
4. Widerlegungen	XVIII
5. Zur Struktur des Textes	XXVIII
6. Inhalt der »Dialoge«	XXIX
Ausgewählte Literaturhinweise	XXXVII

GEORGE BERKELEY Drei Dialoge zwischen Hylas und Philonous

[Widmung]: Dem sehr ehrenwerten	3
Vorwort	5
Erster Dialog	9
Zweiter Dialog	57
Dritter Dialog	83
Anmerkungen des Herausgebers	131
Namenregister	142
Sachregister	142

EINLEITUNG

1. Berkeleys Leben und Werk

- 1685 12. März: George Berkeley wird in der Nähe von Kilkenny in Irland als Sohn eines Gutsbesitzers geboren.
- 1696–1700 Besuch des Kilkenny College.
- 1700–1713 Trinity College in Dublin. 1704 B. A., 1707 M. A., 1709 Diakon, 1710 Priester. – »Arithmetica absque Algebra aut Euclide demonstrata« und »Miscellanea Mathematica« 1707, »An Essay Towards a New Theory of Vision« 1709, »A Treatise Concerning the Principles of Human Knowledge« 1710, »Passive Obedience« 1712.
- 1713–1720 vorwiegend auf Reisen. 1713 in London. 1713/14 Italienreise als geistlicher Begleiter des Grafen von Peterborough. 1714–1716 in England. 1716–1720 Italienreise als Tutor von George Ashe, Sohn des Bischofs von Clogher. – »Three Dialogues between Hylas and Philonous« 1713. Artikel im »Guardian«.
- 1721–1724 vorwiegend in Dublin. 1721 Doktor und Lektor der Theologie. 1723 Teilerbe der Hester van Homrigh (Swifts Vanessa). 1724 Dekan von Derry. – »De Motu« und »Essay Towards Preventing the Ruin of Great Britain« 1721.
- 1724–1728 in England. Vorbereitungen zur Gründung eines theologischen College auf den Bermuda-Inseln. 1728 heiratet Berkeley Anne Forster, Tochter eines Dubliner Richters, aus der Ehe gehen sieben Kinder hervor.
- 1729–1731 in Newport, Rhode Island. Nachdem das von der

- englischen Regierung zunächst zugesagte Geld nicht gezahlt wird, kehrt Berkeley erfolglos nach England zurück.
- 1731–1734 in England. – »Alciphron« 1732, »The Theory of Vision ... Vindicated and Explained« 1733.
- 1734–1752 Bischof von Cloyne in Irland. – »The Analyst« 1734, »The Querist« 1735–37, »Siris« 1744.
- 1753 14. Januar: Berkeley stirbt bei einem Aufenthalt in Oxford und wird dort begraben.

2. *Berkeley's Grundsatz*

Descartes hatte das Ziel, der menschlichen Erkenntnis ein unerschütterliches Fundament zu verschaffen, indem er durch seine Methode des universellen Zweifels die Standfestigkeit aller, ohne Absicherung übernommenen, angeblichen Erkenntnisse überprüfte. Dabei blieb ihm als dürftiges, aber stabiles Fundament nur die eigene Selbstgewißheit (»Ich denke, also bin ich«). Von hier aus versuchte er, mit Hilfe eines Gottesbeweises und unter Verwendung der Wahrhaftigkeit Gottes die Sicherheit unserer wissenschaftlichen und alltäglichen Erkenntnisgebäude zu garantieren. Die Selbstbeschränkung sollte bei Descartes nicht einer bloßen wissenschaftsimmanenten Methodenwillkür dienen, sondern dem Fernziel, dem sein Erkenntnissicherungsunternehmen gewidmet war, nämlich einer ethischen Neubesinnung, der Begründung des richtigen Handelns. Bis zur Erreichung dieses Zieles wollte er die allgemein gültige Moral als vorläufig akzeptierte beibehalten. Die neuzeitliche Philosophie begann also bei Descartes mit dem Anspruch einer absoluten Sicherung der Erkenntnis, aber einer zunächst vorläufigen Regelung unseres Handelns. Das praktische Interesse trat bis auf weiteres hinter das kognitive zurück. Bei Berkeley hat sich dieses Verhältnis noch nicht – wie in neueren philosophischen Ansätzen zur »Rehabilitierung der praktischen (oder pragmatischen) Philosophie« – umgekehrt, denn er hält noch an dem kartesischen

Anspruch auf Erkenntnisgewißheit fest, doch steht bei ihm die Erkenntnissicherung ganz im Dienste seines praktischen, d.h. bei ihm seines religiösen, Interesses. Trotz dieses Zieles sind seine »Prinzipien der menschlichen Erkenntnis« und seine »Drei Dialoge« primär erkenntnistheoretische Schriften.

Berkeley gehört zu jenen Denkern, die trotz aller unvermeidlichen historischen Abhängigkeit weitgehend selbständig, in fast naiver Unbekümmertheit und Unmittelbarkeit philosophieren. Durch diese Unbefangenheit gerät er zwischen die Fronten: Gegen die autoritätsgläubige und autoritäre Gelehrsamkeit der etablierten Wissenschaft vertritt er die Sprache und das Denken des »einfachen Mannes« oder das, was er dafür hält; gegen die Vorurteile der – nach seiner Meinung schon durch »Wissenschaft« und »Philosophie« verdorbenen – breiten Masse vertritt er seine eigene, auf den ersten Blick paradox wirkende Ansicht.

Ausgehend von der erkenntnistheoretischen Kernfrage, wie das Bewußtsein zur Gewißheit adäquater Erkenntnis der Wirklichkeit gelangen könne, kommt Berkeley in konsequenter Fortführung der Ansätze von Descartes und Locke zu einer auf Selbstbeschränkung beruhenden Antwort: Das Bewußtsein kann sich nur seiner eigenen Inhalte (Phänomene, Ideen, *ideas*) gewiß sein. Berkeleys erkenntnistheoretische Position ist daher ein Idealismus oder Phänomenalismus; er selbst nennt sie in Abhebung von seinen Gegnern »Immaterialismus«. Damit benennt Berkeley seine ontologische Kontraposition, durch die er all dem, was keinen direkten oder indirekten Bezug zum Subjekt hat, den Status der Wirklichkeit bestreitet. Aus der erkenntnistheoretischen Beschränkung auf den Bereich des Subjekts, seiner Ideen und seiner Akte entsteht so die ontologische Verengung zum Spiritualismus: nur geistige Subjekte und ihre Inhalte existieren. Was nicht wahrgenommen wird oder wahrnimmt (perzipiert), ist nicht. Diese Philosophie ist nicht eine Philosophie über das Wirkliche, sondern eine Philosophie über den Begriff der Wirklichkeit.

3. Zur Entstehung und zu den Ausgaben der »Dialoge«

In seinem »Philosophischen Tagebuch« aus den Jahren 1707/08, gleichsam dem Zettelkasten Berkeleys aus der Zeit der stürmischen Entwicklung seiner Philosophie, spricht er schon in der Eintragung Nr. 19 von der »immateriellen Hypothese«, worunter er ohne Zweifel die Grundthese seines Immaterialismus versteht: »Sein bedeutet Wahrgenommenwerden oder Wahrnehmen.«

Wie Schopenhauer, der enthusiastische Verehrer Berkeleys, im Vorwort zu seinem vier Bücher umfassenden Hauptwerk »Die Welt als Wille und Vorstellung« sagt, in seinem Opus sei im Grunde nur ein einziger Gedanke ausführlich entwickelt worden, so hätte auch Berkeley von seiner eigenen Philosophie sagen können, daß sie nicht so sehr ein System enthält, als vielmehr nur einen einzigen Gedanken unter allen Aspekten expliziert: *esse est percipi vel percipere* (Sein ist Wahrgenommenwerden oder Wahrnehmen). Der Ausbreitung und Verteidigung dieser Grundthese dient die gesamte Philosophie Berkeleys. Das »Philosophische Tagebuch« diente noch zur vorläufigen Sammlung und Diskussion zahlreicher Details. Es blieb die große, nicht zur Veröffentlichung bestimmte Materialsammlung, der Steinbruch, aus dem Berkeley die wichtigsten Gedanken seiner späteren Werke holte. Als erstes philosophisches Buch veröffentlichte er 1709 den »Essay Towards a New Theory of Vision«, eine Spezialuntersuchung der optischen Phänomene (und ihrer Verbindung zu haptischen) auf dem Boden seines Grundsatzes, den er als Schlüssel zu fast allen philosophischen Problemen ansah, so daß er sein Werk auch sehr gut unter den Titel »Clavis universalis (Universalschlüssel)« hätte stellen können, einen Titel, den Arthur Collier (1680–1732) einem 1713 erschienenen Buch gab, in dem Collier ähnlich wie Berkeley die bloße Phänomenalität der Außenwelt vertrat. Collier war, ausgehend von Malebranche und Norris und wohl auch unter dem Einfluß von einzelnen Gedanken Bayles, unabhängig von Berkeley etwa zur gleichen Zeit wie dieser zu seiner Form des Idealismus gekommen. Der

Kartesianismus hatte mit Malebranche und Locke eine gemeinsame Basis bereitet.

Es war Berkeleys ursprünglicher Plan, seine philosophischen Hauptgedanken in einem großen dreiteiligen Werk darzulegen: Teil I sollte die allgemeine Erkenntnislehre enthalten, Teil II die Ethik sowie die Willens- und Geistlehre, Teil III die Naturphilosophie. 1710 publizierte Berkeley den Teil I der »Prinzipien der menschlichen Erkenntnis«, doch die beiden anderen Teile sind niemals erschienen. Berkeley schrieb später in einem Brief, er habe das Manuskript zum zweiten Teil schon (mindestens teilweise) fertig gehabt, aber auf einer Italienreise verloren. Bis zu einem gewissen Grade dürfte das Vorhaben durch andere Schriften Berkeleys erfüllt sein, nämlich Teil II durch »Alciphron« und Teil III durch »De Motu« und den »Analyst«. Die »Prinzipien« sind jedenfalls Berkeleys erkenntnistheoretisches Hauptwerk geblieben.

Der in der Geschichte von Wissenschaft, Kunst und Philosophie weit verbreitete Topos vom anfangs verkannten Genie fand in Beispielen aus der Philosophiegeschichte der Neuzeit immer wieder eine gewisse Stütze. Ein berühmtes Beispiel ist Kants »Kritik der reinen Vernunft«, die in der ersten Auflage nicht die ihrer späteren Wirkung entsprechende Rezeption erfuhr. Schopenhauers »Welt als Wille und Vorstellung« erging es nicht anders. Man könnte auch auf Gottlob Frege verweisen, dem man zeitlebens einen ordentlichen Lehrstuhl versagte, auf Ch. S. Peirce, der in Vergessenheit und Armut starb, oder auch auf Ludwig Wittgenstein, der anfänglich Schwierigkeiten hatte, seinen später so berühmten »Tractatus logico-philosophicus« überhaupt zu publizieren. Man könnte aber auch George Berkeley als Bestätigung für den Topos von der verkannten Größe heranziehen.

Als Berkeley seine »Prinzipien« 1710 in Dublin publiziert hatte, war der junge Theologe aus der »Provinz« sehr an der Aufnahme seiner Schrift bei den Gelehrten in der Metropole London interessiert. Als ihm sein Freund Percival die ersten Reaktionen mitteilte, war das Ergebnis enttäuschend: Man machte

sich über die auf den ersten Blick absurd wirkende Philosophie lustig. Ein Bischof beurteilte das Buch als Elaborat eines Geltungssüchtigen, der nur um bekannt zu werden, verrückte neue Thesen vertrete. Ein Arzt meinte, der Autor des Buches müsse krank sein und bedürfe einer ärztlichen Behandlung. Vielen genügte es, von der Hauptthese (Leugnung der Existenz materieller Substanz) nur zu hören, um das Buch gar nicht erst zu lesen. Ähnlich wie Kant die ungünstige Aufnahme seiner »Kritik der reinen Vernunft« der wenig publikumswirksamen Darstellungsweise zuschrieb und deswegen eine vermeintlich leichter verständliche Hinführungsschrift (»Prolegomena«) publizierte, so machte auch Berkeley einen Versuch, dem Leser den Zugang zu seinen philosophischen Gedanken zu erleichtern. Berkeley reiste zu Beginn des Jahres 1713 mit dem Manuskript der »Drei Dialoge zwischen Hylas und Philonous« nach London, um sie dort drucken zu lassen. Das Buch erschien im Mai, wurde aber ebenso ignoriert wie die »Prinzipien«. Im »Journal Litteraire« (t. I, La Haye 1713, pp. 147–160, Nachdr. Genève 1968, pp. 47–51) erschien eine nicht sehr freundliche Besprechung. Der Rezensent wird dem Buch keineswegs gerecht. Abgesehen davon, daß er seine eigene philosophiegeschichtliche Inkompetenz dadurch zeigt, daß er die Unterscheidung zwischen primären und sekundären Qualitäten als eine von Berkeley stammende ansieht, erkennt er nicht die implizite Ordnung in den »Dialogen«. Schon in dieser frühen Reaktion auf Berkeleys Schrift hält man ihm Einwände entgegen, die er selbst seinem Dialogpartner Hylas in den Mund gelegt und durch Philonous zu beantworten versucht hatte, wie z. B. den Einwand, daß Gott nicht wollen könne, daß die Menschen glauben, er bediene sich zur Ideenerzeugung eines Mittels (Materie), während er sich eines solchen Mittels gerade nicht bediene. Interessanter ist das philosophiegeschichtlich relevante Problem, das am Ende der Rezension auftaucht, wenn der Rezensent Berkeley vorwirft, Gott unnötigerweise zu bemühen, wo der »Materialist« meint, ohne Gottes unmittelbares Eingreifen auskommen zu können. Hier wird sozusagen der theologische Hintergrund für den »Materialismus« sichtbar: Die Erhabenheit

Gottes erfordert, ihn von der »alltäglichen Arbeit« zu entlasten. So entsteht der Konflikt zwischen dem erhabenen, untätigen, schließlich überflüssigen Gott und dem allgegenwärtigen, ständig und überall auch die Details selbst bewirkenden, tätigen Gott, der bei jedem Federstrich eines Schreiberlings »verpflichtet« ist, alle anderen Menschen, die ihre Augen auf das Papier werfen, die Buchstaben auch sehen zu lassen. Hier berühren sich die extreme Erhabenheit Gottes und der gottlose Materialismus. Daher ist es auch nicht verwunderlich, daß man gegen Berkeleys Immaterialismus von beiden Seiten, nämlich von theologischer Seite ebenso wie aus dem Lager des atheistischen Materialismus zu Felde ziehen konnte.

1725 erschien der unveränderte Text der »Dialoge« (liegengebliebene Exemplare mit einem neuen Titelblatt) als »second edition«. Obwohl diese Ausgabe in der von den Leibnizianern gelesenen Zeitschrift *Acta Eruditorum* (Leipzig, August 1727, pp. 380–383) wenigstens kurz besprochen wurde, fanden die »Dialoge« ebensowenig wie die »Prinzipien« in Deutschland ein breites Publikum, das diese Schriften eingehend studiert hätte. Das gilt *cum grano salis* bis in die neueste Zeit, in der man gewisse Teile der angelsächsischen Philosophie so wenig berücksichtigt, daß man in ein mehrbändiges »Historisches Wörterbuch der Philosophie« immerhin noch das Stichwort »Immaterialismus« aufgenommen hat, in dem man aber den Artikel »Common Sense« einfach vergessen konnte.

Eine neue, von Berkeley selbst revidierte Ausgabe der »Dialoge« kam nach seiner Amerikareise 1734 als Anhang zur zweiten Auflage der »Prinzipien« heraus.

1750 erschien in Amsterdam eine französische Übersetzung. Nach Barbiers »Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes« (t. I, p. 283) soll der Abbé Jean Paul de Gua de Malves der Übersetzer gewesen sein. Offenbar kennt der Herausgeber Berkeleys »New Theory of Vision« nicht, denn er faßt Berkeleys Hinweis am Ende seines Vorworts als Anspielung auf »Alciphron« auf (p. Xf.). Den Inhalt der drei Dialoge gibt der Herausgeber kurz anhand von drei beigefügten Vignetten wieder, die

jeweils die wichtigsten Aspekte der einzelnen Dialoge darstellen (pp. XIII–XVI; Text und Abbildungen sind in den Works, ed. by A. C. Fraser, Oxford ²1901, vol. I, p. 366–368 wiedergegeben).

Wie gering die Verbreitung der englischen Ausgaben auf dem europäischen Kontinent war, zeigt Joh. Chr. Eschenbach im Vorwort zur ersten deutschen Ausgabe (Rostock 1756): »Ich muß hierbei noch erinnern, daß meine Übersetzung, die 1750 in Amsterdam herausgekommene Französische zum Grunde lege. Es ist mir unerachtet aller ersinnlichen Mühe nicht möglich gewesen, das Englische Original aufzutreiben.« Dazu merkt Eschenbach an, daß die Beschaffung der »Clavis universalis« von Collier allerdings noch schwieriger gewesen sei.

Bezeichnenderweise war die Ausgabe von Eschenbach getragen von dem Ziel, den erkenntnistheoretischen Idealismus von Berkeley und Collier gründlich darzustellen, um ihn gründlich zu widerlegen. Daher ist diese Ausgabe mit vielen längeren Anmerkungen versehen, in denen Eschenbach gegen das im Text Gesagte anzugehen versucht. Dies führt ihn manchmal zu einer hilfreichen Textanalyse, aber oft auch zu unbeholfenen Gegenargumenten. So wirft er z. B. Berkeley vor, den Unterschied zwischen der Wärme als Empfindung und der Wärme als Körpereigenschaft zu vernachlässigen, ohne dabei zu sehen, daß dann das ursprüngliche Problem, nämlich wie wir eine Kenntnis von jener Körpereigenschaft haben können, ungelöst wieder auftaucht. In gleicher Naivität gibt Eschenbach Regeln an, mit denen man die Gesundheit des Auges hinsichtlich der Farbempfindung feststellen könne, um sich vor Sinnestäuschungen zu schützen: »Willst du aber die Farben entdecken: so siehe zu, ob dein Auge die Figur und Größe an den Körpern sieht, die du daran fühlst; und wenn dies ist, sey versichert, daß dein Auge, da es dich in diesem Stück nicht betriegt, dich auch nicht in der Vorstellung der Farben triege.« Auf diese Weise könnte man leicht beweisen, daß auch ein Farbenblinder die Farben richtig sieht!

1901 gab Raoul Richter eine sehr sorgfältige deutsche Ausgabe der »Dialoge« als Bd. 102 der Philosophischen Bibliothek heraus. Diese Edition ist u. a. ausgezeichnet durch die hervor-

ragenden terminologischen Erläuterungen der wichtigsten englischen Ausdrücke. Auch Richters Einleitung, in der er der eigenständigen systematischen, der historischen und der aktuellen Bedeutung der Philosophie Berkeleys nachgeht, ist noch immer lesenswert, selbst wenn sie in manchen Punkten das Gepräge ihrer Entstehungszeit trägt.

1926 erschien, herausgegeben von Raymund Schmidt, in Leipzig die zweite Auflage dieser Übersetzung von Richter. Der nur um die Seitenüberschriften ergänzte Text und die Paginierung stimmen mit der ersten Auflage überein, beigefügt wurde nur ein allzu knappes Personen- und Sachregister. In der Erwartung einer Gesamteinleitung innerhalb einer deutschen Berkeley-Gesamtausgabe der Philosophischen Bibliothek kürzte der Herausgeber die von Richter gegebene Einleitung auf ein Fünftel des ursprünglichen Umfangs, so daß alle allgemeinen philosophiegeschichtlichen, systematischen und inhaltlichen Bemerkungen der Kürzung zum Opfer fielen.

1955 erschien im Akademie-Verlag Berlin eine Neuausgabe der »Dialoge« auf der Grundlage der Übersetzung von Raoul Richter, die von Erwin Pracht bearbeitet wurde, herausgegeben von Georg Mende. Offensichtlich sah Mende das primäre Ziel seiner Edition darin, die idealistische Philosophie Berkeleys aus marxistischer Sicht als falsch zu erweisen. Einige seiner Deutungen halten aber der Prüfung ebensowenig stand wie so mancher seiner Kommentare in den Anmerkungen zum Text. So erhebt er gegen Berkeley z. B. den scharfen Vorwurf, von der Frage nach den Ursachen der Ideen ablenken bzw. sie umgehen zu wollen (Anm. 6 u. 17 seiner Ausgabe), obwohl diese Frage, wie auch schon Raoul Richter zu den betreffenden Stellen angemerkt hatte, im zweiten Dialog ausführlich erörtert und beantwortet wird – allerdings nicht im materialistischen Sinne.

4. Widerlegungen

»Ist es unphilosophisch, nicht durch Argumente überzeugt zu sein, die ich nicht widerlegen kann?« So fragt naiv, vorurteilsbeladen und verlegen der Philosoph James Beattie in seinem »Essay on the Nature and Immutability of Truth« (1770). Er sieht sich mit dieser Haltung keineswegs als Außenseiter, sondern als Repräsentant seiner Zeitgenossen, denn er setzt hinzu: »Ich habe viele gekannt, die Berkeleys Argumente nicht beantworten konnten; ich kannte keinen einzigen, der an seine Lehre glaubte.« Nicht immer war die Aversion gegen Berkeleys Lehre mit solcher Redlichkeit und Einsicht in die eigene Unfähigkeit verbunden.

In den bis heute erschienenen Erwidern auf den Immaterialismus Berkeleys ist wohl kaum ein Einwand erhoben worden, der nicht schon von Berkeley selbst wenigstens berührt worden wäre. »The history of objections is very much a history of misconceptions.« (A. C. Fraser, *Works of George Berkeley*, 1901, vol. I, p. 363) Darüber hinaus hat Berkeley, wie sein »Philosophisches Tagebuch« zeigt, die meisten der in den Widerlegungsversuchen auftretenden Probleme und Argumente schon vor der Veröffentlichung seiner »Prinzipien« gekannt. Damit soll nicht etwa gesagt werden, Berkeley habe diese Einwände auch alle zufriedenstellend beantwortet, es soll damit nur das Diskussionsniveau angezeigt werden, auf das sich derjenige begeben muß, der Berkeleys Immaterialismus widerlegen will.

Wer mit einer einigermaßen gründlichen Kenntnis der Schriften Berkeleys an die erste Auflage von Kants »Kritik der reinen Vernunft« (1781) herangeht und die »Kritik des vierten Paralogism der transzendentalen Psychologie« (A 367–380) liest, wird nicht anders können, als ebenso wie Kant sich selbst auch Berkeley einen transzendentalen Idealisten zu nennen, jedenfalls solange man ihn dem transzendentalen Realisten entgegensetzt. Denn ebenso wie Kant ist Berkeley ein empirischer Realist, der »ohne aus dem bloßen Selbstbewußtsein hinauszugehen« die Existenz der Materie einräumt, »weil er diese Materie und so-